

DIE DANKBARKEIT DES REICHTUMS, DER REICHTUM DER DANKBARKEIT

LUKAS 7,36-50

Predigt Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein am 14. Oktober 2018 in der Stiftskirche, Stuttgart¹

Liebe Gemeinde,

macht Reichtum dankbar, oder macht Dankbarkeit reich? Wir kennen manchen gesunden, wohlhabenden, behüteten Menschen, der gleichwohl unzufrieden ist und undankbar. Das Glück hängt offensichtlich nicht nur von äußeren Umständen ab und die Zufriedenheit ist nicht nur das Ergebnis des äußeren Schicksals. Immer wieder werde ich von Menschen beschämt, die ich als kranke, als nicht wohlhabende, als in Trauer lebende Menschen antreffe und bei denen ich gleichwohl eine grundlegende Dankbarkeit, ein Versöhntsein und Vertrauen entdecke. Die Dankbarkeit ist ein Geheimnis.

Dabei ist die Dankbarkeit, zu der die Bibel als einer grundlegenden christlichen Tugend einlädt, so plausibel, dass sich auch der, der dem Glauben gegenüber distanziert ist, ihrer tiefen Logik und Lebensweisheit kaum entziehen kann. Es leuchtet unmittelbar ein: Wer undankbar ist, mag so gesund und so reich und so bewahrt sein, wie er will, er kann all dies gar nicht angemessen genießen. Der Dankbare aber wird gleich mehrfach beschenkt – zunächst, wenn er das Geschenk empfängt, aber darüber hinaus jedes Mal, wenn er Dank äußert und sich in Dankbarkeit an sein Beschenktsein erinnert.

Wir alle können es ganz praktisch einüben, wenn wir heute Gelegenheit haben, wir können es auch in einer schlaflosen Nacht erfahren, wenn all die Probleme und Sorgen uns den Schlaf rauben wollen. Statt zu fragen, was wir alles fürchten, was wir sorgenvoll bedenken und erledigen müssen, können wir in unserer Schlaflosigkeit den Schalter umlegen und uns in Ruhe fragen, was wir alles schon an Positivem erlebt haben und wofür wir alles dankbar sein können. Wir alle, die wir heute hier sein können, haben offensichtlich unendlich viel Grund zu danken. Mir ist bewusst, ich kenne die Herzen nicht und nicht die Sorgen, die wir mitbringen, aber wir haben Grund zum Dank dafür, dass wir überhaupt unser Leben bekamen, dass unsere Eltern uns auf die Welt brachten. Wie schwer auch immer unsere Kindheit gewesen sein mag, wir sind doch so vor Unfall, Not, Gefahr und Mangel bewahrt worden, dass wir bis heute leben. Über diese äußere Bewahrung hinaus haben viele von uns Zuwendung und Liebe, Begegnungen und tragende Beziehungen, Erfolg und Gelingen, Genießen und Feiern erfahren dürfen. Dankbar sein ist eine ganz hohe Lebenskunst, die wir manchmal erst dann zu lernen beginnen, wenn wir angefochten sind, wenn wir loslassen müssen und der Überfluss plötzlich weniger wird. Es ist ein Rätsel unseres Menschseins, dass wir unseren Reichtum und unser Glück oft erst bewusst erkennen, wenn sie schwinden, anstatt sie in Dankbarkeit und Wertschätzung beglückend wahrzunehmen, wenn wir sie empfangen.

Dankbarkeit ist aber nicht nur eine allgemeine Tugend eines gelingenden und erfüllenden Lebens. Sosehr sie schon ein Gebot der Lebensweisheit ist, ist sie zugleich und vor allem auch grundlegend für das Verständnis des christlichen Glaubens und der christlichen Existenz. Unser Predigttext aus Lukas 7 führt uns diese Einsicht der Dankbarkeit als Basis eines lebenswerten Glaubens und eines glaubwürdigen Lebens ganz anschaulich und gewinnend vor Augen. Gewinnend zunächst schon deshalb, weil es sich um eine der Erzählungen handelt, die Jesus selbst darstellen und in seinem Verhalten, Reden und Handeln beschreiben. Jesus also, den wir als den Mensch gewordenen Sohn Gottes bekennen – als den einen, der uns unmittelbar

¹ Die Predigt wurde frei gehalten. Der vorliegende Text ist die überarbeitete Fassung der Nachschrift, die dankenswerterweise von Ehepaar Eberhard und Hannelore Haiss angefertigt wurde.

von Gott und seinem Herzen zu erzählen und zu verkündigen weiß. Jesus konnte überwältigende Predigten halten, er konnte spannende Worte der Polemik, überraschende Sätze der Ironie formulieren. In Streitgesprächen war er unschlagbar, in seinen Gleichnissen gewinnend – und dennoch sind die eindrucklichsten Überlieferungen des Evangeliums doch wohl die Erzählungen seiner persönlichen Zuwendung und Begegnung mit einzelnen Menschen. Hier begegnet Gott in Jesus jeweils einem Menschen persönlich.

In unserer Erzählung in Lukas 7, 36-50 haben wir die Besonderheit einer doppelten Begegnung. Denn der Erzählrahmen entspricht einer ‚Triangel‘, einem Dreieck: Jesus als die Hauptperson begegnet zwei verschiedenen Menschen, so dass sich eine Dreieckskonstellation ergibt. Diese Dreieckserzählungen sind zugleich einladend und unterhaltsam wie auch herausfordernd und gefährlich. Wir werden zunächst scheinbar unterhaltsam neugierig gemacht auf zwei Personen mit ihrem Verhalten, ihren unterschiedlichen Positionen, Einstellungen und Beurteilungen. Aber ehe wir uns versehen und in der Ablenkung verlieren, finden wir uns plötzlich selbst zu einer Stellungnahme eingeladen und zu einer eigenen Entscheidung herausgefordert. Wir können uns nicht unbeteiligt zurückhalten, sondern haben uns selbst zu Jesus und seinem Evangelium zu verhalten – auf die eine oder die andere Weise, wie das eine oder wie das andere Gegenüber in der Begegnung, der Erzählung oder dem vorgetragenen Gleichnis.

Zwei Personen werden uns vorgestellt: einerseits ein Pharisäer mit Namen Simon. Nun sind wir mit unserer ersten Reaktion und Identifikation vermutlich voreilig. Bibelkundlich geschult, wie wir von Kindesbeinen an als Gemeinde sind, ahnen wir bei dem Stichwort ‚Pharisäer‘ schon gleich zu Beginn, dass wir uns mit dieser Figur wohl besser nicht identifizieren sollten, da er wohl auch hier am Schluss nicht als Sieger aus dem Streitgespräch hervorgehen wird. Damit tun wir aber den Pharisäern – allemal den Pharisäern im Evangelium des Lukas – Unrecht. Die Pharisäer werden deshalb so oft erwähnt, weil sie die Gruppe in Israel waren, die Jesus noch am interessiertesten und engagiertesten gegenüberstand. In ihrem ernstesten Interesse an Gottes Geboten, seiner Gerechtigkeit und seinem Reich setzten sie sich mit der Verkündigung Jesu inhaltlich am intensivsten auseinander.

Gerade Lukas weiß von an Jesu Verkündigung interessierten und für das Gespräch mit ihm offenen Pharisäern zu berichten – wie eben auch hier. Der hier namentlich genannte Simon ist kein Feind, sondern ein an Jesus Interessierter, der ihn sogar zur Tischgemeinschaft in seinem eigenen Hause einlädt, und das bedeutet in der Antike sehr viel. Simon ist offensichtlich ein ernsthaft Fragender, er beschäftigt sich wohl aufrichtig mit dem Reich und dem Recht Gottes, und er spürt in der Verkündigung Jesu die Vollmacht und Integrität. Er ist an dem Austausch mit Jesus, den viele für einen Propheten halten, so interessiert, dass er ihn zum gemeinsamen Mahl und Austausch einlädt. So sind wir gut beraten, gegen alle Vorurteile die Attraktion und Identifikationsmöglichkeiten der ersten Zeugen und Hörer der Geschichte von dem Gastgeber Simon zu sehen.

Dies wird umso deutlicher, wenn wir die zweite Person in den Blick nehmen, die uns in Vers 37 vorgestellt wird. „Und siehe, eine Frau, die in der Stadt eine Sünderin war, als sie erfahren hatte, dass er im Haus des Pharisäers zu Tisch lag, brachte sie ein Gefäß mit Salböl, trat weinend von hinten an seine Füße heran und begann mit ihren Tränen seine Füße zu benetzen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes und küsste seine Füße und salbte sie mit dem Salböl“ (Lukas 7,37f).

Die Einführung des Pharisäers Simon lässt alle Hörer zunächst gelassen gemächlich auf das Kommende warten. Dann aber platzt im Wortsinn in die Szene eine Person herein, die nun gar nicht in die Situation zu passen scheint. Die Art der Darstellung des Lukas lässt uns vermuten, dass sie als eine stadtbekanntes Sünderin – wohl als Prostituierte – verstanden werden soll. Die Anstößigkeit liegt nicht in ihrer Schuld an sich, die Anstößigkeit gründet vor allem in der Stig-

matisierung und der Peinlichkeit des Zusammentreffens. Man möge sich das nur heute in bürgerlichen oder kirchlichen Zusammenhängen vorstellen: Sie kommt uneingeladen und unangesehen als Prostituierte in das Haus eines Gerechten, als fühle sie sich dort zu Hause und vertraut. Es ist eine denkbar peinliche Situation. Hier begegnen Jesus zwei Personen, die so konträr sind, wie sie nur sein können. Er, anständig, angesehen und in der patriarchalen Gesellschaft als Mann privilegiert, sie, als Frau in der damaligen Gesellschaft an sich schon von niedrigerer Stellung, nicht eingeladen zu einem Mahl unter Männern, einem Symposion – und dann auch noch eine Frau, die stadtbekannt ist als jemand, der aus pharisäischer Sicht gewiss nicht nach dem Gesetz des Mose und damit den bestehenden Normen lebte.

Aber das, was sie dann tut, macht den Schrecken noch größer. Völlig aufgelöst stürmt sie zu der Tischgemeinschaft der Männer, dem Symposion. Man liegt in der Antike bei festlichen Mahlzeiten um einen niedrigen Tisch herum, so dass die Füße nach außen zeigen und als erstes beim Hereinkommen in den Raum erreicht werden. Die Frau kommt aufgewühlt und verliert offensichtlich bei der Begegnung die Fassung. Sie beginnt zu weinen und mit ihren Tränen die Füße Jesu zu benetzen. In Verlegenheit darüber – und da sie nichts anderes hat, womit sie ihre Tränen abtrocknen könnte – löst sie ihre Haare und versucht die benetzten Füße abzutrocknen. Dann beginnt sie die Füße Jesu zu küssen und – wie sie es ursprünglich vorgehabt hat – mit einem Salböl zu salben. Uns mag dieser gesamte Vorgang vor allem ungewöhnlich persönlich und intim erscheinen, vielleicht auch in seiner Überschwänglichkeit anrührend. Für die damalige Gesellschaft ist er vor allem schockierend und skandalös. Das Lösen der Haare einer Frau in der Öffentlichkeit gilt in der Umwelt Jesu als so unanständig, das es einmal als hinreichender Scheidungsgrund genannt werden kann. Das Berühren eines fremden Mannes, das Benetzen mit den eigenen Tränen oder gar küssen – unvorstellbar!

In unserer heutigen Gesellschaft ist es selbstverständlich, dass wir in der Mensa oder in einem Gasthaus mit diesem und jenem – die wir gar nicht kennen – an einem Tisch zusammenrücken und gemeinsam essen. Damals gilt die gemeinsame Tischgemeinschaft als sehr verbindlich und vertraulich, und ihre Gewährung wird als besondere Ehre und Anerkennung angesehen. Das distanzlose Verhalten der Frau, die in diese vertrauliche Mahlzeit von Männern hineinplatzt, muss für dieses konventionelle Empfinden Entsetzen hervorrufen. Aber Jesus zuckt nicht etwa zurück oder springt auf und wehrt sich, sondern er lässt es geschehen.

Unweigerlich sind nicht nur die Augen des Simon, sondern aller Teilnehmer und Augenzeugen nun auf Jesus gerichtet, und der Pharisäer Simon denkt bei sich selbst: Wenn dieser wirklich ein Prophet wäre – und nun müssen wir den schwäbischen Konjunktiv gebrauchen, den man mit drei ‚äää‘ ausspricht, einen wirklichen ‚Irrealis‘ – wenn er ein Prophet wäre, was er aber jetzt offensichtlich nicht ist, wenn er ein Prophet wäre, dann wüsste er, wer und was für eine Frau das ist. Und er würde diesen Kontakt und dieses Verhalten niemals zulassen. Ein Gerechter schaut eine fremde Frau nicht einmal an – hoffentlich seine eigene, aber nicht eine fremde. Er lässt sich keineswegs von einer fremden Frau berühren, er lässt sich ganz gewiss nicht von ihr küssen, nicht mit den Tränen die Füße benetzen und dann auch noch salben. Wie peinlich und anstößig ist das denn! Was sollen denn die Leute denken?

Ist Ihnen dabei schon die Ironie der Situation aufgefallen? Simon sagt: „wenn Jesus ein Prophet wäre, dann wüsste er...“, denn Propheten könnten Gedanken lesen. Aber er ist eben nach Simons neuer Einschätzung kein Prophet. Und Jesus, der nach dem Evangelium mehr als ein Prophet ist, nämlich der Sohn Gottes, schaut in das Herz des Simon, liest seine Gedanken und sagt: „Simon, ich habe dir eine Antwort zu geben auf deine unausgesprochenen Gedanken, ich habe dir etwas zu erzählen.“ Ja, er ist der Herzenskenner, der Herzenskenner der Sünderin, aber auch der Herzenskenner des Gerechten, und er schaut tiefer als alle in die Person hinein, in das Herz eines Menschen, der ihm begegnet.

Was macht man in peinlichen Situationen wie dieser? Nun, ein galanter Ausweg ist, dass jemand das Wort wiederfindet und z.B. eine Erzählung darbietet, um von der Peinlichkeit abzulenken. So bietet Jesus ein Gleichnis an und alle im Raum werden es mit Simon erleichtert aufgenommen haben. Erzählungen und Gleichnisse bieten den Hörern die Möglichkeit, sich abgelenkt zu fühlen, sich auf Neues einzulassen und unverbindlich in einem anderen Zusammenhang Stellung zu beziehen und zu urteilen. Aber Achtung: schon bei den Propheten Israels wie dann besonders ausgeprägt bei Jesus dienen die Gleichnisse in Wahrheit nicht der Unterhaltung, sondern der Überführung und Selbsterkenntnis der Adressaten.

Ein schlichtes Gleichnis erzählt Jesus. Simon, stell dir vor: ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. (Achtung, hier haben wir schon wieder diese Dreieckskonstellation, die ‚Triangel‘, die zur Entscheidung zwischen zwei Optionen in der Begegnung mit Jesus herausfordert wird: *ein Gläubiger* hatte *zwei* Schuldner.) Der eine war „500 Denare“ – ungefähr ein Jahreseinkommen – schuldig, der andere „50“ – ungefähr ein Monateinkommen, wenn wir es für unsere Verhältnisse umrechnen wollen. Da sie aber beide nicht bezahlen konnten, schenkte er es beiden. Wer von ihnen wird ihn nun mehr und dankbarer lieben?

Dass ein Gläubiger zwei Schuldner hat, ist vertraut, dass der eine ein Jahreseinkommen in Schuld ist, das soll es geben, dass der andere ein Monateinkommen in Schuld ist, nun, das kann uns allen schnell mal passieren. Aber nun schiebt Jesus etwas ein, was die Voraussetzung des Evangeliums und seiner unbestechlichen Sicht auf die menschliche Situation vor Gott ist: „da sie beide nicht bezahlen konnten...“.

Es wird der Unterschied der Schuld nicht bestritten. In Gottes Liebe wird durchaus gesehen, dass der eine sich in Gerechtigkeit bemüht, sein Leben verantwortlich zu gestalten, und es wird sehr wohl verstanden, dass der andere unverantwortlich auf Kosten anderer lebt. Aber es gilt doch für uns alle, dass als Gerechte oder Ungerechte, als bürgerlich Angesehene oder als gesellschaftlich Unangepasste wir eine Grundbestimmung mitbringen: wir können unsere Schuld nicht zahlen und können uns nicht selbst vergeben. Oder positiv formuliert, wir sind grundsätzlich auf Zuwendung und Beziehung angewiesen und bleibend der Gnade und Barmherzigkeit bedürftig.

Ja, es stimmt, wir leben in einer Gesellschaft, in der es um Leistung geht, um Angepasstheit, um das erwartungskonforme Verhalten. Ja, es stimmt, es gibt Schulnoten für Leistungen, es gibt Gehalt für Arbeit, es gibt Ansehen – auch in einer christlichen Gemeinde – vor allem für unser Engagement, unsere Angepasstheit. All dies trifft zu, und so sind wir verführt zu sagen, dass das, was uns als Menschen ausmacht, unsere Leistung und unser Verhalten ist, unser Besitz und das, was wir haben. Und dennoch greift dieses an Leistungen und Vermögen gebundene Selbstverständnis zu kurz.

Alles Wesentliche unseres Lebens ist uns geschenkt: unsere Geburt, unsere Gesundheit, dass Menschen uns lieben und treu sind, dass wir angenommen werden und Zuwendung erfahren – all dies ist Geschenk. Dass wir Kinder und Enkel haben, Freunde und Gemeinschaft und dass wir zu ihnen Verbindung halten können, all dies ist Geschenk. Auch dass wir einen Arbeitsplatz und unser gedeihliches Auskommen haben, ist Geschenk, denn es ist nicht nur einfach Verdienst unserer Leistung. Wie viele Gute, wie viele Gerechte, wie viele, die es verdient hätten, erfahren andere Schicksalsschläge? Alles Wesentliche unseres Lebens ist uns geschenkt.

Das, was wir klammern können, ist nicht das wahre Leben. Was wir klammern können, ist nur Statthalter und Ersatz für ein gelingendes Leben. Wir mögen uns an unser Geld klammern und geizig sein, wir mögen alles egoistisch zusammenhalten, aber wenn wir sterben, hat unser Todeshemd keine Taschen und unser Geld kann uns nicht mehr helfen. Wir mögen neidisch sein und missgünstig, aber das wird uns als Kranke nicht gesund machen. Nein, unser Besitz,

das was verfügbar ist, das mag wichtig sein, notwendige Voraussetzung in unserer Gesellschaft für unser alltägliches Leben, aber es ist nie die Grundlage unseres Lebens.

Aber Jesus drängt zur Pointe seines Gleichnisses, und die heißt nicht „da sie beide nicht bezahlen konnten“ – das ist nur die Voraussetzung –, sondern die überraschende und unerwartete Mitteilung: „da schenkte er es beiden.“ Das ist das Zeugnis Jesu, die Botschaft von seinem himmlischen Vater: Gott ist ein Gott, der uns liebt, voraussetzungslos und bedingungslos. Er liebt uns mit all unseren Bedürfnissen und es ist ihm eine Freude, uns mit Güte und Barmherzigkeit zu beschenken. Er als unser Schöpfer und Erlöser beschenkt uns von Jugend auf in allem, was wir erleben, aber auch da noch, wo wir unser Ziel verfehlen, wo wir schuldig werden und dem nicht entsprechen, was wir als Geschöpfe Gottes und von ihm Geliebte sein könnten.

Der Gläubiger im Gleichnis schenkte es *beiden* und erließ ihnen ihre Schuld! Und nun die verfängliche Frage: „Simon, wer von den beiden wird ihm dankbarer sein und ihn mehr lieben?“ Das ist – vordergründig gesehen – eine ‚Konfirmandenfrage‘, und es wird nicht schwer sein, die richtige Antwort von jedem Kind zu erfahren: Es wird natürlich der dankbarer sein, dem mehr geschenkt wurde. Denn der mit der kleineren Schuld wird doch die begründete Hoffnung gehabt haben, den Betrag eines Monateinkommens mit Anstrengung und Verzicht mittelfristig selbst und aus eigenem Vermögen abzahlen zu können. Aber wer kann, wenn er das Nötigste schon einteilen muss, gar ein Jahreseinkommen an angesammelter Schuld aufbringen und einsparen?

Indem wir den Geldbetrag auf ein Jahres- und ein Monateinkommen umgerechnet haben, mag jeder von uns, der seine Mittel einteilen muss, das Gleichnis auf seine eigenen Lebensverhältnisse anwenden. Es ist ganz klar: Wem mehr geschenkt wird, der liebt mehr, und wer aus größerer Verzweiflung erlöst wird, ist umso dankbarer. So beruht die Liebe grundsätzlich auf dem Empfangen, und die Dankbarkeit gründet im Beschenktwerden.

Damit lenkt das Gleichnis Jesu auf die Grundbestimmung des Menschseins im Evangelium. Der Mensch kommt nicht vorrangig von seiner Leistung und eigenen Voraussetzung her in den Blick – „Wer ist gerechter?“ –, sondern von seiner Beziehungswirklichkeit und Empfangsbereitschaft her – „Wer ist beziehungsorientierter und dankbarer?“ Der Mensch ist ein von Gott Geschaffener und jeder Mensch ein von Gott Geliebter. Es gibt aus Sicht des biblischen Zeugnisses keine größere Freude für Gott, als seine Menschen mit Liebe, Barmherzigkeit und Gnade zu beschenken. Der eine mag denken, es ist doch nur so wenig, was Gott mir vergeben muss, wenn ich zum Abendmahl gehe und vorher um Vergebung bitte. Dabei mögen dies Gottes Engel aus ihrer Sicht besser wissen, weil sie tiefer in unser Herz schauen. Der andere mag denken, dass es für ihn keine Hoffnung und keine Chance auf Vergebung und Wiedergutmachung mehr geben könne, dass es für ihn zu spät sei, um zu Gottes Liebe umzukehren. Dabei ist für Gottes Güte und Liebe der Weg zu dem einen Herzen so kurz wie der Weg zu dem anderen.

Egal, was meine eigene Voraussetzungen sind, es gibt nach dem Evangelium Jesu Christi niemanden in dieser Kirche, in dieser Stadt, in diesem Land, der nicht vollkommen von Gott geliebt wäre. Es gibt niemanden, der sich nicht auf dieses Gleichnis beziehen darf und sich an seinen Gott wenden und ihn um das Geschenk der Vergebung bitten kann.

Aber geht es eigentlich nur um Vergebung von moralischer „Schuld“? Nein, dann könnten wir denken, dass Simon in seinem Bemühen um ein gerechtes und Gott wohlgefälliges Leben im Nachteil wäre. Hat er weniger Grund zur Dankbarkeit, weil er weniger auf Vergebung von Fehlritten und Versagen angewiesen ist? Nein, das wäre ein Missverständnis des Gleichnisses Jesu. Simon hatte noch nicht die radikale Erkenntnis der Frau im Hinblick auf die Unverfügbarkeit und Gnade jeden Lebens und jeden Neuanfangs.

Ist es nicht seltsam, dass uns Gottes Liebe, wenn es uns gut geht und uns vieles gelingt, nicht als so wichtig erscheint und in unserem Bewusstsein zurücktritt? Ist es nicht rätselhaft, dass uns Gott und seine Zuwendung und Gnade oft erst in der Krise und im Verlust und eigenen Versagen wieder bewusst wird und bedeutsam erscheint? Der Unterschied der Dankbarkeit und das Bewusstsein des Beschenktwerdens liegt wohl weniger in den äußeren Voraussetzungen unseres Lebens. Der Unterschied besteht in unserer eigenen Wahrnehmung und bewussten Gewichtung unserer Eindrücke und Gedanken.

Dabei gilt wohl, dass die größten Geschenke unseres Lebens diejenigen sind, die wir gar nicht mitbekommen. Es sind die Geschenke der Bewahrung und des Beschütztwerdens vor Gefahren, die wir deshalb nicht erkennen, weil wir ihnen – Gott sei Dank – nicht zum Opfer fallen. Wie oft haben wir das im Verkehr schon erlebt, dass plötzlich und ganz knapp eine schlimme Erfahrung an uns vorbeiging. Oft wird uns erst in einer Krankheit bewusst, wie wenig selbstverständlich unsere Gesundheit und Freiheit von Schmerzen und körperlichen Einschränkungen ist. Das Rätsel ist nicht die Einschränkung und Erkrankung, das Wunder ist unsere häufige und langandauernde Gesundheit – trotz aller Gefährdungen, Risiken und Verletzlichkeiten. Wir alle sind – bei all dem, was wir zu klagen und zu bedauern haben – unendlich reich beschenkt. Und wir können uns als noch viel reicher beschenkt erfahren, wenn uns das bewusst wird und dankbar im Gedächtnis bleibt. So verstehen wir, dass der Glaube nicht nur Antwort auf die Frage unserer Schuld und unseres Versagens gibt, sondern weit darüber hinaus zur Antwort für unser ganzes erfüllendes Leben werden kann.

Die Anwendung Jesu für Simon und im Hinblick auf das zu erklärende Verhalten der überwältigten Frau ist so einfühlsam wie unausweichlich: „Simon, du hast mir nicht die Füße gewaschen, als ich in dein Haus kam. Du hast mir keinen Kuss gegeben und du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt.“ Nun mögen wir entsetzt sein, dass Simon als dies unterlassen hat. Aber der entscheidende Punkt ist, dass dies alles in der Umwelt Jesu überhaupt nicht gefordert und bei einer Mahlgemeinschaft nicht üblich ist. Ein freier Mann und Gastgeber wäscht niemals die Füße eines Fremden, dafür gibt es in der Antike Sklaven. Denken wir nur an das Entsetzen der Jünger, als Jesus selbst sich anschickt, seinen eigenen Jüngern die Füße zu waschen (Joh 13). Es war auch keineswegs in der Antike geboten, Gäste mit Küssen zu begrüßen. Es war erst recht völlig ungewöhnlich, andere mit Salböl zu salben – dies geschah ausnahmsweise bei ganz besonderen religiösen oder gesellschaftlichen Anlässen und Festen.

Das bedeutet dann aber, dass Simon nach Gesetz und Ordnung, nach gesellschaftlicher Konvention und sozialer Erwartung gar nichts falsch gemacht hat. Er hat sich nach damaligem Empfinden durchaus korrekt, unanständig und untadelig – als ein Gerechter – verhalten. Es war die von Liebe, Vergebung und Wertschätzung überwältigte Sünderin, die durch ihr überschwängliches Verhalten deutlich machte, dass der Glaube an den Vater Jesu Christi und die Liebe zu Gott und seinem Sohn viel mehr sein kann und will als „nur“ korrekt, erwartungskonform und äußerlich gerecht.

Die dankbare Liebe geht weit über das nach Regeln Geforderte hinaus und verschiebt die Maßstäbe für das, was als Angemessen empfunden wird. Die Erfahrung von Gnade und Barmherzigkeit bewirkt bei den dankbaren Empfängern viel mehr, als das Gesetz und das Recht fordern. Die überschwängliche Dankbarkeit verschiebt die Maßstäbe für das, was als korrekt, angemessen und gerecht empfunden wird. Die Erfahrung der Liebe verschiebt die Normen weg vom Unrecht und über das Recht hinaus in Richtung Barmherzigkeit, Gnade und Güte. Die dankbar Beschenkten und bedingungslos Geliebten handeln nicht nur zur Vermeidung der Strafe oder zum Erlangen von Belohnung und Bestätigung, sie tun das Gebotene nicht nur um des Rechtes und der Ordnung willen, sondern denken, reden und handeln weit über all das hinaus aus Dankbarkeit, Liebe und Einsicht.

Also: Simon ist und bleibt ein – nach Gesetz und Ordnung, nach gesellschaftlicher und religiöser Konvention – Gerechter. Aber dass es mehr gibt als gesetzliche Gerechtigkeit und Korrektheit, bürgerliche und fromme Konformität veranschaulicht ausgerechnet die mit ihren „vielen Sünden“ geliebte und durch Vergebung begnadigte Frau mit ihrer überschwänglichen Reaktion. Jesus wendet sich deshalb mit Blick auf die Frau an Simon: „Ihre Sünden, die vielen, sind vergeben, das erkennt man daran, dass sie viel geliebt hat“. Sie ist gemäß dem Gleichnis diejenige, die große Schuld erlassen bekommen hat und dementsprechend nach Simons eigener Antwort umso dankbarer reagieren wird – „denn sie hat viel geliebt“.

Sprachlich wird hier also nach dem Ablauf der Erzählung wie nach der Logik des Gleichnisses mit dem Begründungssatz „denn sie hat viel geliebt“ nicht der „Realgrund“, sondern der „Erkenntnisgrund“ angegeben (vgl. auch Joh 9,16; 1 Joh 3,14). An der überschwänglichen dankbaren Liebe kann man die überwältigende vorangegangene Erfahrung der Begnadigung und des Beschenktwerdens erkennen. Nicht weil sie viel geliebt hat, wird ihr viel vergeben, sondern umgekehrt, weil sie viel geliebt worden ist, hat sie viel zu danken. Ob die Frau Jesus zuvor schon begegnet war oder ob sie seine Verkündigung von der Güte und Barmherzigkeit seines himmlischen Vaters und des Anbruchs seines Reiches gehört hatte, erfahren wir nicht. Das Kommen in der Absicht der Salbung und dankbaren wie demütigen Verehrung Jesu setzt aber den Zuspruch des Evangeliums bereits voraus, den Jesus dann auch noch vor allen öffentlich bestätigt: „Deine Sünden sind dir vergeben!“

Den Rückschluss auf denjenigen, der sich nach dem Gleichnis weniger dankbar erweist, formuliert Jesus gegenüber Simon so verallgemeinernd wie für seinen Gesprächspartner diskret, indem er Simon nicht direkt anspricht, sondern logisch schlussfolgert: „Wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.“

Das ist Leben, das ist Glauben: sich beschenken lassen, um beschenken zu können, sich lieben lassen, um liebesfähig zu werden. Glaube ist keine Leistung, der Glaube an Jesus Christus ist nicht die Verschärfung der von Gesetz und Ordnung geforderten Leistung. Vielmehr gründet der Glaube in der Erfahrung des Wunders, dass wir von Gott wertgeschätzt, anerkannt und in Barmherzigkeit aufgenommen werden. In dieser Barmherzigkeit Gottes lernen wir, was es bedeutet, Mensch zu sein – nämlich, dankbar in Beziehung zu leben.

Dann handeln wir als von Gott Beschenkte nicht aus Angst und Furcht, dann handeln wir nicht, um belohnt zu werden im Diesseits oder Jenseits, dann handeln wir nicht nur, weil es korrekt ist, sondern dann handeln wir, weil wir nicht anders können, als die Liebe, die wir selbst erfahren, mit anderen zu teilen. Die einzig wirklich christliche Motivation zu unserem Handeln ist das Verhalten aus Dankbarkeit, Liebe und Einsicht in die Grundlagen unseres Lebens und die Angemessenheit unseres Tuns.

Wenn es stimmt, dass unsere Liebe zu Gott in der Liebe Gottes zu uns gründet, dann gibt es nur einen Weg, wie wir liebesfähiger und dankbarer werden: indem wir uns lieben und beschenken lassen, indem wir uns bewusst machen, wie reich wir beschenkt sind und immer wieder neu beschenkt werden. Gottes Liebe ist uns in Christus ganz voraussetzungslos und bedingungslos zugesprochen und geschenkt. Aber gerade, weil sie voraussetzungslos und bedingungslos ist, bleibt sie bei den so Geliebten nicht folgenlos.

Amen

S. zur Vertiefung dieser Ausführungen: Hans-Joachim Eckstein, Du bist geliebter, als du ahnst. zur Beziehungsgewissheit, Holzgerlingen 2018, ders., Du bist ein Wunsch, den Gott sich selbst erfüllt hat, 5. Aufl., Holzgerlingen 2017, und weitere Texte unter www.ecksteinproduction.de